

Inhalt

Wie alles begann	9
Jonny will, dass alles bleibt, wie es ist – aber dann hat er eine richtig gute Idee	13
Wir basteln uns Zehn Gebote	17
Tag 1: »Wo bleibt das Dienstpersonal?«	23
Tag 2: Kriegen, was man will – Lara setzt sich beim Bäcker durch, Jonny geht nicht unter die Dusche	29
Tag 3: Jonny rettet einen Barsch – Lara erteilt uns Schnitzelverbot	33
Tag 4: Lara schwänzt die Schule – Helga darf keine Marmelade kaufen	41
Tag 5: Hummer für die ganze Straße – und wehe, es kostet mehr als fünf Euro!	52
Tag 6: Endlich gibt's mal Streit!	56
Tag 7: Jonny vergisst sein Geld und Lara feiert ein Fest	61
Tag 8: Warum der Fernseher im Kinderhimmel keinen Ausknopf hat	70
Tag 9: Unser Kühlschrank ist leer	73
Tag 10: Meine Kollegen laden mich ein – die Kinder denken über die Schule nach	78
Tag 11: Was bedeutet eigentlich »Compliance«?	90
Tag 12: Ich mache heimlich den Fernseher kaputt	94

Tag 13: Lara und Jonny planen ihre große Shoppingtour	98
Tag 14: Ein Sonntag mit Schokolade in der Kirche	103
Tag 15: Ich bin Jonnys Taxifahrer – Lara pflegt Helga	106
Tag 16: Helga fährt zu ihren Eltern	111
Tag 17: Wann kommt endlich die Bundesliga für Hausmänner?	114
Tag 18: Lara sagt, was sie will – und Jonny entdeckt die Höflichkeit	119
Tag 19: Jonny gewinnt eine Wette und muss mir sechs Euro geben	124
Tag 20: Können Eltern und Kinder Freunde sein?	129
Tag 21: Die Kleinen sind die Kleinen, die Großen sind die Großen	131
Tag 22: Lara hat keine Lust mehr	133
Tag 23: Hustensaft im Paradies	138
Tag 24: Jonny zahlt zehn Euro Praxisgebühr und Lara kriegt die Krise	145
Tag 25: »Mathe ist ein Arschloch«	156
Tag 26: Helga bekommt Fernsehverbot – Jonny denkt über seine Wut nach	161
Tag 27: Von EC-Karten, Kindern, die alles nachmachen – und schwierigen Geschenken	164
Tag 28: Trübe Aussichten – und nur noch sechs Euro in der Familienkasse	169
Tag 29: Schule ist vielleicht gar nicht so wichtig	175
Tag 30: Lara ist unordentlich – und mein Tank so gut wie leer	178
Letzter Tag: Wer will mit uns feiern?	181
Nachbetrachtung	186
Danksagung	191

FÜR DIE FAMILIE

Wie alles begann

Während ich diese Worte schreibe, ist mein Portemonnaie so gut wie leer. Nur ein paar einsame Münzen verlieren sich noch darin. 72 Cent – und selbst dieser schäbige Rest gehört eigentlich gar nicht mir, sondern meinen Kindern. Ich habe die Groschen gestern heimlich aus ihrem Sparstrumpf stibitzt.

In den vergangenen Wochen habe ich gelernt, Freunden und Kollegen unter fadenscheinigen Begründungen eine Einladung zum Mittagstisch abzuschwatzen. Ich kenne mittlerweile den Standort einiger Verlags-Kaffeemaschinen, an denen man sich kostenlos bedienen kann – wenn man dabei ein wenig Vorsicht walten lässt. Ich weiß inzwischen recht genau, was Lebensmittel wirklich kosten. Und: Mir ist schmerzhaft klar geworden, dass ich früher tagtäglich Geld ausgegeben habe, ohne auch nur darüber nachzudenken. Gestern begegnete ich in der Stadt einem Verkäufer der örtlichen Obdachlosenzeitung. Mir war, als hätte er mir zugezwinkert. Unter Brüdern sozusagen.

Ja, ich bin zum Schnorrer geworden. Zum kleinlichen Geizhals. Zum Dieb an meinen Kindern. Was mich zu all dem getrieben hat, ist jedoch keine wirtschaftliche Not, sondern eine Art Abenteuerreise.

Gemeinsam mit meiner Frau und unseren beiden Kindern bin ich zu einer Expedition aufgebrochen: Helga und ich haben mit Lara (13) und Jonny (10) die Rollen getauscht. »Die Großen sind die Kleinen. Die Kleinen sind die Großen« – das war unser Motto. Einen Monat lang haben wir Eltern klaglos die Befehle der Kinder entgegengenommen. Wir haben ihnen die komplette Familienkasse anvertraut. Wir haben uns für »freches Verhalten« einen Tag Fernsehverbot eingehandelt. Wir haben uns vorgenommen, den Kleinen mit demselben Respekt zu begegnen, den man Vorgesetzten erweist. Wir haben sie um Taschengeld gebeten – und ihr »Nein« ohne Murren akzeptiert. Wir haben nachgefragt, wie lange wir am Abend noch aufbleiben dürfen. Und: Die Kinder haben in all den Wochen von uns keine Vorschriften zu hören bekommen, keine Ermahnungen, keine Verbote. Wir haben ihre Entscheidungen und ihr Verhalten noch nicht einmal kommentiert. Na ja. Zumindest haben wir es versucht.

Damit keine Missverständnisse aufkommen: Helga und ich sind keine Hippies. Wir gehen einer mehr oder weniger geregelten Arbeit nach und wohnen in einem Häuschen am Rande der Stadt. Ich besitze eine Jahreskarte für die S-Bahn und bin Mitglied im örtlichen Sportverein.

Man kann auch nicht wirklich behaupten, dass Helga und ich anti-autoritär erzogen worden sind. Davon hielten unsere Eltern ungefähr so viel wie von gepiercten Nasenflügeln oder der Musik der »Sex Pistols«.

Wir sind auch keine ausgesprochenen Kindheits-Romantiker. Ich zumindest hatte schon als Jugendlicher beschlossen, dass Kinder auf keinen Fall die besseren Menschen sein können. Das hat autobiografische Gründe. Als ich ein Teenager war – gemeinsam mit meinem etwas älteren Bruder Martin und meiner etwas jüngeren Schwester Heike – kam unsere deutlich jüngere Schwester Caro zur Welt. Sie war fraglos ein süßes Kind. Und ja, wir waren alle unglaublich stolz auf sie. Aber mit ihrer Geburt war es vorbei mit unserer Freiheit. Und zwar in einem Maße, das meine damalige Vorstellungskraft weit überstieg. Die Nächte verliefen jetzt weniger ruhig. Umgekehrt musste ich im Haus plötzlich leise sprechen und Türen geräuschlos schließen. Ab und zu gab es ein Kind zu wickeln, zu füttern oder zu bespaßen. Mit einem Wort: Ich musste Rücksicht nehmen. Genau das steht aber nicht gerade auf dem Wunschzettel eines pubertierenden Jungen.

Meine kleine Schwester durchlief gerade die Trotzphase, als Herbert Grönemeyer seine Hymne »Kinder an die Macht« durch die Charts schmetterte. Eigentlich mochte ich Grönemeyer. Aber »Kinder an die Macht«? Sorry – so etwas konnte nur ein zynischer oder vollkommen ahnungsloser Mensch fordern. Wer schon einmal näheren Kontakt zu Kindern in der Trotzphase hatte, wird verstehen, was ich meine. Zwei- bis dreijährige Jungs und Mädchen sind engelsgleiche Wesen. Aber manchmal werden sie zu kleinen Teufeln. Und bei meiner jüngsten Schwester war das nicht anders.

Auch während meiner Schulzeit hat mich niemand von antiautoritären Konzepten überzeugen können. Es gab Lehrer, bei denen überhaupt nichts zusammenlief. Als Klasse hatten wir innerhalb weniger Minuten heraus, von welchen Lehrern wir nichts zu befürchten hatten. Schon war ihr Unterricht unrettbar im Eimer. Andere dagegen besaßen eine Art natürliche Autorität. Sie waren klar in ihren Wünschen, freundlich in ihrer Ansprache – aber sie konnten auch streng sein, wenn man versuchte, ihnen auf der Nase herumzutanzten. Sie sorgten schnell für klare Regeln und permanent für deren Einhaltung. Man wusste, woran man war. Nennen Sie

mich einen Spießler – aber genau diese Lehrer waren in meinen Augen die besten.

Um es kurz zu machen: Helga und ich gehören nicht zu der Sorte Eltern, die ihren Kindern einfach so das Kommando überträgt. Mehr als dreizehn Jahre lang haben wir geglaubt, dass Eltern »Grenzen setzen« sollen und dass »gute Autorität« wichtig ist. »Alle Macht den Kindern«? Das war nie unser Credo.

Was uns dann doch dazu gebracht hat, war eine Petitesse. Eine winzige Anekdote im Datenstrom des ganz normalen Familienlebens. Sie ereignete sich im Keller unseres Hauses. Dort gibt es einen großen Raum, dessen Boden die Vor-Vorbesitzer der Immobilie einst liebevoll fliesten, um anschließend die kalten Wände mit preiswertem Fichtenholz zu vertäfelnd. Genau in diesem Raum steht unsere Tischtennisplatte.

Ich habe früher einige Jahre im Verein gespielt. Nicht besonders erfolgreich, aber immer enthusiastisch. Eine Leidenschaft, die Jonny seit einer Weile mit mir teilt. Sobald er einen merkwürdigen Schlag bei mir sah, wollte er ihn auch ausprobieren. »Papa, zeig mir jetzt mal, wie ein Topspin funktioniert.« Das sind Sätze, die das Herz eines Vaters mit Stolz erfüllen. Wir haben jedenfalls oft miteinander Tischtennis gespielt und ab und zu wurde aus dem Spiel so etwas Ähnliches wie ein Training. Ich machte etwas vor, Jonny machte es nach. Manchmal habe ich ihn insgeheim beneidet – um die Leichtigkeit, mit der er sich eine neue Bewegung aneignete. Er musste nicht darüber nachdenken oder sich auch nur anstrengen. Er machte es einfach. Und konnte es anschließend.

Eines Tages meinte ich zu Jonny: »Wie wär's, wenn du heute mal der Trainer bist?« Jonny nickte, spielte mir die Bälle zu und ließ mich ein paar Übungen machen. Er war ein strenger Coach, der wenig lobte und mich viel laufen ließ. Bei Jonny, dem Sohn, hätte mich das irritiert. Aber bei Jonny, dem Trainer, gehörte das offenbar zum Konzept. Also habe ich gelacht und immer brav nachgefragt: »Mache ich das richtig? Kannst du mir die Bälle bitte mehr auf die Rückhand spielen? Darf ich diese Übung bitte noch einmal machen?« Ich habe »danke« und »bitte« gesagt, ohne darüber nachzudenken. Jonny war schließlich der Trainer. Nach einer halben Stunden meinte er: »So, ich hab jetzt keine Lust mehr.« Er legte den Schläger beiseite und kam auf meine Seite der Platte. Dann drückte er mich ganz fest an sich und meinte: »Papa, mit mir hat noch nie ein Erwachsener so höflich geredet wie du gerade. Das hat sich toll angefühlt.«

Wer Kinder hat, kennt diese Momente. Für einen Augenblick vergisst man das Atmen. Weil einem die Kleinen im Vorbeigehen etwas richtig Großes um die Ohren hauen. Weil sie etwas auf den Punkt bringen, wofür uns die Worte fehlen. Das war genau so ein Moment.

Er hat mich ziemlich nachdenklich gemacht. Bin ich ansonsten nicht höflich? Und die anderen Erwachsenen auch nicht? Kein Erzieher, kein Lehrer, kein Onkel, keine Großeltern, auch Helga nicht?

In diesem Moment ist mir etwas klar geworden: Kinder, selbst wenn Sie bei liebenden, großzügigen Eltern aufwachsen, müssen sich Tag für Tag Dinge gefallen lassen, die jeder Erwachsene als blanke Zumutung empfinden würde. Wir beschränken ihre Freiheit. Wir befehlen, statt zu bitten. Wir verbieten, ermahnen und bevormunden. Klar: Wir sind die Großen. Sie sind die Kleinen. Es ist unser Job, sie zu beschützen, zu ernähren und ihnen zu zeigen, wie der Hase läuft. Aber ganz oft tun wir all das in Worten und in einer Haltung, die allen Regeln des respektvollen Zusammenlebens widersprechen.

Jedenfalls ließ mich dieser Gedanke nicht mehr los: Könnten wir das »Trainerspiel« nicht eine Nummer größer aufziehen? Als ganze Familie? Was würde dabei passieren? Irgendwann saß ich in meinem Büro und schrieb diese vier Worte auf meinen Notizblock: »Alle Macht den Kindern!« Und im selben Moment war mir klar: Das müssen wir ausprobieren. Ich weiß einfach, dass etwas Gutes dabei herauskommen wird. Etwas, das uns einander näherbringt, das uns einander besser verstehen lässt. Etwas, wovon wir noch lange erzählen werden. Und wenn alles vorbei ist, dann werden wir uns beieinander bedanken. Für die schöne Zeit, die wir miteinander hatten. Und für das Abenteuer, das wir gemeinsam bestehen durften. Dass ich am Ende des Experiments völlig pleite sein würde – daran dachte ich in diesem Moment nicht.

Jonny will, dass alles bleibt, wie es ist – aber dann hat er eine richtig gute Idee

»Alle Macht den Kindern« – in der S-Bahn, die mich von meinem Büro zurück nach Hause bringt, kann ich gar nicht mehr aufhören zu grinsen. Es ist wie früher, wenn ich auf dem Weg zum Bolzplatz war: Ich habe so große Lust zu spielen. Die einzige Frage lautet: Wird sich jemand finden, der mitmachen will? Wie werden die anderen reagieren, wenn ich mit der Idee nach Hause komme?

Sie werden bestimmt begeistert sein. Ich denke sofort an Lara. Zu ihr passt das Experiment vermutlich am besten. Sie ist dreizehn und mitten in der Pubertät. Sie wird den Versuch mögen: die Freiheit, die damit verbunden ist, auch die Verantwortung, die sie dabei übernehmen müssen. Ja, Lara ist so groß geworden. Sie würde zur Not auch ohne uns klarkommen. Was für ein Gedanke! Ich merke, dass er mich stolz macht. Aber er tut auch weh: Mein Baby braucht mich nicht mehr.

Ich seufze so laut, dass meine Nebensitzerin mich überrascht anblickt. Ich murmle eine Entschuldigung und denke mir: Lara ist wie ein Flugzeug. Die Turbinen laufen schon. Sie steht abflugbereit auf der Startbahn namens Unabhängigkeit. Wir sollten mit dem Experiment deshalb möglichst bald beginnen. Denn wer weiß, ob sie in einem Jahr noch Lust auf so viel Familie hat.

Was ist mit Jonny? Hm. Er wird auch begeistert sein. Mehr Freiheit, weniger Genörgel – welchem zehnjährigen Jungen würde das nicht gefallen? Nur wenn ich an Helga denke, beschleichen mich Zweifel. Helga hasst es, von anderen herumkommandiert zu werden. Am besten, ich spreche zuerst mit Lara. Der Rest wird sich schon ergeben.

»Lara, hast du eine Minute Zeit für deinen alten Vater?«, frage ich, als ich wenig später in ihrer Zimmertür stehe.

»Klar, Papa!«, meint Lara und lächelt mich an.

»Im Büro hatte ich eine Idee. Wir machen ein Experiment, wir alle, die ganze Familie. Wir lassen für ein paar Wochen euch Kinder bestimmen, was bei uns passiert. Ihr seid die Chefs. Helga und ich müssen tun, was ihr sagt. Das Motto lautet: »Alle Macht den Kindern.« Ich mache eine Kunstpause, um die Worte ein wenig wirken zu lassen. »Was hältst du davon?«